

(zit. nach: Rainer Drewello (2006): Restaurierung und Restaurierungswissenschaft. In: Achim Hubel (Hrsg.): Denkmalpflege. Geschichte, Themen, Aufgaben. Eine Einführung. Philipp Reclam, Ditzingen, S. 240-272):

### **3) Ein klassischer Fall – die Porta Praetoria in Regensburg**

#### **Der restaurierungswissenschaftliche Zugang zur Restaurierung**

Objekte der Bau- und Kunstdenkmalpflege sind aufgrund ihrer Geschichte und ihres orts- und zeitabhängigen geschichtlichen Werdegangs unverwechselbar und höchst individuell. Das macht ihre sachgerechte Erhaltung nicht einfach. Ein klassisches Beispiel ist das antike Denkmal der Porta Praetoria in Regensburg, dem ehemaligen, in der Nähe zur Donau gelegenen Ostportal des römischen Kastells.

Die Gründe für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Bauwerk sind so banal wie vielschichtig. An erster Stelle steht die bauhistorische Bedeutung der unter Marc Aurel um 179 n.Chr. errichteten Anlage, für die es in Deutschland mit Ausnahme der Porta Nigra in Trier kein zweites Beispiel gibt. Der Unikatcharakter alleine verpflichtet zu einem pfleglichen Umgang. Ein zweiter Grund ist die gesellschaftliche Rezeption des Monuments, das als Römertor im Bewusstsein der Bevölkerung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts präsent und zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Die weiteren Gründe sind materieller Natur und gehen auf die Folgen von 1800 Jahren Standzeit zurück. Die Exposition des Baus in unmittelbarer Nähe zur Donau und Brände vor den Mauern und im Turm haben die Konstruktion in Mitleidenschaft gezogen und das Gestein stellenweise tiefgehend zerrüttet. Hinzu kommen der sukzessive Raubbau an hochwertigen Quadern und das Abspitzen der Quaderinnenseiten, die dem Zerbersten der massiven Blöcke Vorschub geleistet haben. Warnsignale der Gefährdung sind chaotische Rissverläufe in 60 % der 240 erhaltenen Blöcke und das Auseinanderdriften der Mauerschale. Das Rissmuster und die Neigung des „schiefen Turmes“ sind Indizien eines statisch höchst labilen Zustands, der durch das hohe Verkehrsaufkommen vor dem Portal weiter destabilisiert wird.

Die genannten Schäden werden durch ein zusätzliches Phänomen überlagert, das in gleicher Weise an zahlreichen anderen prominenten Bauwerken anzutreffen ist - die extreme Verschmutzung durch schwarze Beläge und Krusten. Die Erscheinung ist allseits bekannt und eine unmittelbare Folge der Umweltbelastung durch schwefelsaure Schadstoffe in den letzten 200 bis 300 Jahren. Seien es Gläser des

Mittelalters, Denkmale aus Messing und Bronze oder Werksteinfassaden: Schmutz- und Korrosionsschichten waren und sind mit einem Übermaß an Umweltschadstoffen korreliert. Die Beläge sind Ausdruck einer schleichenden Zersetzung der Originale: Der so „gewachsene“ Zustand hat nichts mit einer schützenswerten Patina gemein und ist ein zwar authentisches, aber höchst zynisches Zitat der Geschichte. (Abb. 4a, Abb. 4b)

Überhaupt sind Baudenkmale Spiegelbilder des starken Veränderungswillens des Menschen; in den wenigsten Fällen waren sie sakrosankt und kein Spielball unterschiedlicher Nutzungen. Unterzieht man die Porta Praetoria einer nüchternen Analyse, so folgte ihrer Erbauung und versuchten kriegerischen Zerstörung eine Periode des Raubbaus, die bis zur Karolingerzeit andauerte und aus der stolzen Zweiturmanlage ein verstörendes Fragment mit einem Torbogen und einem Turm machte. Das sich mehr zufällig anschließende Moratorium durch die Integration der verbliebenen Baumasse in die Residenz der Bischöfe währte bis zur Nutzung des Traktes als Teil der Brauerei. Die anschließend eingetretenen Folgen lassen sich an der Umgestaltung der Innenräume und den Mauerdurchbrüchen ablesen. Erst durch die Wiederentdeckung des missachteten Fragments im geschichtsbewussten 19. Jahrhundert kam es in den Jahren 1886/87 zu einer Renaissance und der Freilegung des Fragments. Fortan stand das „Römerthor“ mehr oder weniger frei in den Rauchschwaden der wachsenden Metropole. Die rasch verschmutzenden Fassaden wurden aus ästhetischen und denkmalpflegerischen Gründen in den folgenden 100 Jahren wiederholt gereinigt, mit Zement saniert, mit Farbe überstrichen, erneut gereinigt und mit Mörteln ausgebessert. Natürlich haben diese Maßnahmen tiefe Spuren hinterlassen.

Es scheint zum Wesen von Baudenkmalen zu gehören, nicht nur Informationen sondern auch reale Altlasten der Geschichte effektiv speichern zu können. In vielen Fällen ist zu beobachten, dass die Schadstofffracht mit dem Alter und der Anzahl der Nutzungswechsel steigt. Unser „Römerthor“ ist das beste Beispiel für diese Hypothese. Der hohe Gehalt an bauschädlichen Salzen und die flächendeckenden Gipskrusten haben ihre Ursachen ausschließlich in den Nutzungen und der Exposition: Das Gebäude war Teil einer Brauerei, diente als Stallung und fungierte als Stilles Örtchen. Außerdem stand es frei zugänglich im öffentlichen Straßenraum und war lange Zeit übertriebenen Tausalzstreuungen ausgesetzt. In jedem Fall war für die Anreicherung bauschädlicher Salze gesorgt, die in den Kelleräumen als

„Salpeter“ (Nitrate) und auf den Außenseiten als dauerfeuchte oder verschmutzte Flecken sichtbar werden (Chloride, Sulfate, Nitrate). Mit den Restaurierungen im 20. Jahrhundert kamen salzbeladene zementhaltige Mörtel, alkalische Reinigungsmittel („Hackersche Steinbeize“) und Fäkalberge durch nimmermüde Tauben hinzu. In der Summe ist der Status quo unserer Baudenkmale deshalb häufig das traurige Resultat einer lebhaften Expositions-, Veränderungs- und Nutzungsgeschichte, der sich in der drastischen Reduzierung des Baubestands, zweifelhaften Ausbesserungen und einer schwer zu beschreibenden Summe von Altlasten manifestiert.

Für eine schlüssige Analyse dieses Kompendiums an Einflussgrößen, die in einer Diagnose des antiken Denkmals und der Beurteilung der tatsächlich gegebenen Gefährdung münden sollen, ist die Restaurierungswissenschaft auf die Erkenntnisse der Objektuntersuchung, den historischen Hintergrund und, last but not least, auf die interdisziplinäre Zusammenschau der Daten angewiesen. Denn nur eine die Fachgrenzen überschreitende Analyse liefert brauchbare Ergebnisse. Einfache Ursache-Wirkungs-Beziehungen scheiden von vornherein aus – dazu sind die Objekte der Bau- und Kunstdenkmalpflege schlicht zu komplex.

### **Das konservatorische Basisprogramm der Restaurierung**

Seit der Freilegung in den Jahren 1886/87 haben die immer wieder rasch verschmutzenden Außenfassaden die denkmalpflegerischen Instinkte wach gehalten und Restaurierungen in einem Rhythmus von 20 bis 30 Jahren initiiert, deren Ziel stets die Reinigung der Oberflächen und die ästhetische Aufwertung der Außenseiten gewesen ist. So lieferte auch im Jahr 2000 das erbärmlich aussehende, mit Taubenkot verschmierte Äußere den Anlass für ein Untersuchungsprogramm, das sich auf die Oberflächen konzentrierte und seinen Schwerpunkt in der Reinigung und der Gesteinskonservierung hatte.

Das Ergebnis des wissenschaftlich begleiteten Versuchsprogramms war die Empfehlung einer kombinierten Reinigungsmethode aus Partikelstrahlverfahren und der Applikation einer die Substanz schonenden Ionentauscherpaste, durch die der Verschmutzungsgrad auf ein konservatorisch vertretbares Maß reduziert und der historische Bestand zerstörungsarm wieder sichtbar gemacht werden kann. Im zweiten Schritt musste ein geeigneter Porenraumschutz für den säureempfindlichen Kalkstein entwickelt werden, der das Gestein gegen schwefelsaure Angriffe und das rasche Wiederverschmutzen der gereinigten Oberflächen wappnen sollte. Eine Erfolg

versprechende Lösung scheint die kombinierte Behandlung der Kalksteinfazies mit einem den Porenraum auskleidenden Tensid auf der Basis eines Nonylphenoethoxylats und einer Siliconharzlasur zu sein. Auch die Entwicklung des Festigungsmittels zur Konsolidierung brandgeschädigter Grenzflächen musste auf die Situation am Bauwerk abgestimmt werden, wobei sich die kombinierte Anwendung eines phosphathaltigen Haftvermittlern und eines elastifizierten Kieselsäureesters als die günstigste Variante herausstellte.

Gemäß den konservierungsethischen Maximen hatte die Material- und Methodenentwicklung den Dogmen der Substanzerhaltung und Schadensvorbeugung zu gehorchen, sollte wissenschaftlichen Standards genügen und die Prinzipien der Materialreversibilität und Risikominimierung berücksichtigen. Jede der genannten Anforderungen ist im Fall historischer Oberflächen eine Herausforderung. Alleine die Herstellung repräsentativer Probekörper für Testzwecke, die das Arbeiten am Original im Labormaßstab simulieren sollen, ist eine praktisch nicht zu lösende Aufgabe, deren vollständige Umsetzung in den Bereich der wissenschaftlichen Fiktion gehört. Dennoch haben wissenschaftlich unterstützte Voruntersuchungsprogramme und Materialentwicklungen für die Konservierung historischer Oberflächen unschätzbare Vorteile. Zum einen sind die Rezepturen individuell auf den Befund am Objekt abgestimmt. Zum anderen verkleinert sich der Kreis der Beteiligten durch die technischen Anforderungen und die Materialpalette automatisch auf fachlich versierte Vertreter, was das Risiko für das Baudenkmal minimiert, das beim Einsatz unqualifizierten Personals und eines unreflektierten Umgangs mit synthetischen Produkten maximal wäre.

Die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Torturm hatte weitere Fragen aufgeworfen, die von den Außenfassaden wegführten, das gesamte Gebäude und seine Beschädigungen ins Visier nahmen und an den Nutzungsaspekt erinnerten. So wurde mit zunehmendem Kenntnisstand offenbar, dass die Reduzierung der Altlasten das zentrale Problem jedes weiteren Restaurierungsschrittes nach der Reinigung sein würde, da die enorme Belastung des Gesteins mit Salzen sämtliche weiteren Schritte zum Gesteinsschutz torpedieren würde. In der Konsequenz würde dies eine Ausdehnung der Maßnahmen auf die gesamte Mauerschale und die Einbeziehung der Umgebung bedeuten (Aushub des Kellerraums, Austauschen des Erdreichs an den Fundamenten, beidseitige Entsalzung) – sämtlich Maßnahmen, die von der Kosmetik des Äußeren weg- und in das Innere des Bauwerks hineinführen.

Hinzu kommt das ungelöste Problem der statischen Sicherung der Konstruktion, die mit der Stabilisierung der gerissenen Blöcke Hand in Hand gehen muss und wiederum die gesamte Mauerschale umfasst. Auf welche Weise die chaotisch gerissenen Kalksteinblöcke in situ konsolidiert werden können, ohne sie auseinander nehmen und konservierungsethischen Prinzipien untreu werden zu müssen, wird die Beteiligten in Zukunft noch beschäftigen. (Abb. 5a, Abb. 5b)

### **Restaurieren geht über das reine Konservieren hinaus**

Jede wissenschaftliche Restaurierung muss ein Ziel und eine Vorstellung von dem haben, was am Ende der Maßnahme stehen soll. Im Fall der Porta Praetoria ist die Zielvorgabe aufgrund der historischen Dimension des Bauwerks zweifelsohne von Beginn an zugunsten der Erhaltung der bestehenden Denkmalsubstanz gefallen. Am äußeren Erscheinungsbild und dem überkommenden Zustand wird sich wenig ändern und das Fragment wird ein Fragment bleiben. Selbst wenn man aufgrund der Bauforschung eindeutige Ergebnisse der früheren Gestalt der römischen Zweiturmanlage gewonnen hätte, würde die konservatorische Variante dominieren und eine rekonstruierende Wiederherstellung aufgrund des Alterswerts und Dokumentcharakters des Denkmals von vornherein ausschließen.

Dennoch braucht die Porta Praetoria als eines der Wahrzeichen der Stadt eine über die reine Lehre der materiellen Konservierung hinausgehende Perspektive. Letztlich stellen sich die Fragen nach dem weiteren Umgang mit dem Bauwerk und seiner künftigen Rezeption. Wie in anderen Fällen, so gilt auch hier die Erfahrung, dass auf Dauer nur ein genutztes Denkmal nicht dem Verfall preisgegeben ist. Aus diesem Grund muss die Schwelle von der Konservierung zur Restaurierung überschritten und die kulturgeschichtliche und ästhetische Qualität des römischen Kastells und seiner Portale wieder sichtbar gemacht werden – und sei es nur als virtuelle Welt im Kopf der Besucher. Die künftige Nutzung und die Präsentation der Untersuchungsergebnisse ist somit integraler Bestandteil des Restaurierungskonzeptes, das nicht auf die technisch machbare Substanzerhaltung der Außenhaut beschränkt bleiben darf, sondern das Innere und das Umfeld im Auge haben muss. Dabei bieten sich die Instandsetzung der ungenutzten Untergeschosse des Torturms und deren Nutzung für didaktische Zwecke förmlich an, nicht zuletzt, weil die Porta Praetoria durch die wissenschaftlichen Fachdisziplinen in den letzten Jahren nach allen Regeln der Kunst in ihre Facetten zerlegt worden ist und ein exquisites Beispiel für den Sinn wissenschaftlicher Forschungen an unserem

kulturellen Erbe und seinem unschätzbaren Wert abgibt. Die Gesamtheit der Erkenntnisse, welche das antike Denkmal dem Besucher zu vermitteln vermag, und ihr wissenschaftlicher Inhalt entfalten aber erst an den engen Orten des Geschehens ihre volle authentische Kraft. Ein Museums- oder Internetbesuch kann dieses Erlebnis nicht ersetzen. Für das antike Denkmal hätte dies den Vorteil, öfters auch einmal besucht zu werden und in Zukunft nicht wieder so rasch in Vergessenheit zu geraten.